

Verleihung des Robert-Goldmann-Stipendiums 09
Rede Frau Dr. Katja Gelinsky 21.5.09

Sehr geehrter Bürgermeister Hartmann,
Sehr geehrter Stadtverordnetenvorsteher Heiligenthal,
sehr geehrte Damen und Herren,
lieber Herr Goldmann,

ich bedanke mich herzlich für die Aufnahme in den Kreis der Stipendiaten, die in den vergangenen zehn Jahren dank Ihrer großzügigen Unterstützung zu den Themen Rassismus, Wahrung der Menschenwürde und zum deutsch-jüdischen Verhältnis geforscht und geschrieben haben. Vielen Dank auch an Sie, liebe Frau Licata-Hartmann und an Ihre Mitarbeiter, für die Hilfe bei der Vorbereitung meiner Reise. Ich freue mich sehr, dass ich heute Abend hier in Reinheim sein und zu Ihnen sprechen darf.

„Wie Amerikas Juden das heutige Deutschland sehen“ - dies zu ergründen ist das Ziel meines Projekts. Dazu zunächst einige Zahlen: Mit 1,7 Prozent oder nach großzügigeren Schätzungen auch 2,2 Prozent ist der Anteil der Juden an der amerikanischen Bevölkerung vergleichsweise gering. Aber hinter diesen Prozentangaben verbergen sich immerhin mehr als fünf Millionen, womöglich auch mehr als sechs Millionen jüdische Amerikaner. In keinem Land außer in Israel leben so viele Juden wie in den Vereinigten Staaten. Nach einigen Statistiken sind es sogar mehr als in Israel.

Wir haben es also mit einer nicht gerade kleinen Gruppe zu tun, um deren Deutschlandbild es hier geht.

Und dann bedenken Sie bitte, was David Ben Gurion, der Staatsgründer Israels, einst sagte: „Wo zwei Juden sind, da gibt es drei Meinungen.“ Wie Recht er damit hatte, das wurde mir bei meinen Recherchen schnell klar. Die Gruppe der jüdischen Amerikaner ist nicht nur groß, sie ist auch sehr heterogen.

Wie also nähert man sich der Frage nach ihrem Deutschlandbild?

Hätte ich die Worte eines amerikanischen Holocaust-Forschers beherzigt, den ich um Rat fragte, stünde ich heute womöglich nicht hier.

Wie Amerikas Juden das heutige Deutschland sehen – diese Frage interessiere so gut wie niemand in den Vereinigten Staaten, schrieb mir der Historiker Peter Novick. Auch für die amerikanischen Juden selbst sei Deutschland kein Thema, das sie kollektiv interessiere. Das einzige Thema von dem man das behaupten könne, sei Israel, belehrte mich Novick, der an der Universität Chicago lehrt. Damit schien mein Projekt gestorben, bevor es überhaupt begonnen hatte.

Ernüchert habe ich mich dann weiter umgehört: bei Professoren, Diplomaten, Organisationen, die sich den deutsch-jüdischen Beziehungen widmen, sowie bei Journalisten und Privatleuten, denen die Versöhnung zwischen Deutschen und Juden am Herzen liegt. Dabei wurde mir klar, dass es verkehrt wäre, aus Professor Novicks Bemerkungen zu schließen, besser die Finger von dem Thema zu lassen. Gewiss gibt es keine kollektive, jüdisch-amerikanische Position zu Deutschland. Aber die Frage, was Juden in den Vereinigten Staaten über Deutschland denken, verliert dadurch nicht ihren Reiz. Im Gegenteil: Die Tatsache, dass es kontroverse Ansichten gibt, dass das Interesse an Deutschland unterschiedlich groß ist und die emotionalen Beziehungen jüdischer Amerikaner zu Deutschland sehr verschieden sind, macht das Thema, das Sie, lieber Herr Goldmann, ausgewählt haben, besonders interessant, zumal darüber bislang relativ wenig geforscht wurde.

Ich möchte Ihnen heute Abend jedoch keinen Vortrag über das gesamte Spektrum jüdisch-amerikanischer Ansichten zu Deutschland halten. Dafür würde die Zeit nicht reichen. Außerdem stelle ich mir ein solches größeres Gemälde als Abschlussarbeit vor. Mein Projekt wird sich insgesamt aus vier Aufsätzen für die FAZ zusammensetzen, so ist es gegenwärtig geplant.

Heute Abend möchte ich über die ersten drei Stücke sprechen, in denen es um ganz persönliche Erfahrungen jüdischer Amerikaner geht.

Den Auftakt zu meiner Artikelserie bildet eine Geschichte über eine amerikanisch-jüdisch-deutsche Familie aus der Nähe von Washington. Ein kleines Familiengemälde könnte man sagen. Diese Familie

- Charles Lane, Catarina Bannier und ihre drei Kinder - haben sich zu einem ungewöhnlichen Experiment entschlossen. Die Lane-Banniers zogen Anfang April für neun Wochen nach Berlin. Dafür spielten familiäre und berufliche Gründe eine Rolle. Aber Ziel dieses Unterfangens war es auch zu erfahren, was es heißt, als jüdische Deutsch-Amerikaner in der Hauptstadt zu leben. Bevor die Familie umzog, habe ich sie in Washington besucht, um zu hören, mit welchen Erwartungen, Hoffnungen und vielleicht auch Ängsten sie nach Berlin geht. Vielleicht haben Sie das Stück „Im Bus besser ohne Kippa“, das im April in der FAZ-Sonntagszeitung erschien, ja sogar gelesen.

Cati Bannier kommt gebürtig aus dem Osten Berlins. Ihr Mann Charles Lane ist ein amerikanischer Journalist, der seit langem eine besondere Affinität zu Deutschland hat. Lane ist Jude, nicht streng gläubig, aber die jüdische Kultur ist ihm durchaus wichtig. Vor der Hochzeit, die nach jüdischer Tradition gefeiert wurde, ist Cati Bannier zum Judentum konvertiert. Die Kinder der Lane-Banniers gehen in Washington auf jüdische Schulen und die Familie gehört einer jüdischen Gemeinde an, die Tradition mit Modernisierungsbestrebungen verbindet. Die Lane-Banniers haben ihre beiden größeren Kinder auch in Berlin auf eine jüdische Schule geschickt. Damit ihnen die Umstellung leichter fällt, aber auch aus Sicherheitsgründen. Vor allem Cati Bannier machte sich Sorgen, dass die Kinder Opfer von Antisemitismus werden könnten. Doch hatte sie nicht so sehr Angst vor deutschen Antisemiten, sondern vor allem Furcht vor radikalen Muslimen. Bemerkenswert fand ich, dass Cati Bannier, die ja bis in die neunziger Jahren in Deutschland lebte, deutlich skeptischer war, was sie und Ihre Familie in Berlin erwarten würde als ihr Mann Charles, der dem Experiment sehr optimistisch entgegensah.

Welche Eindrücke die Familie gewonnen hat - was sie an Berlin und den Berlinern schätzt oder auch weniger schätzt, das werde ich in einem zweiten Stück für die FAZ-Sonntagszeitung aufschreiben, wenn die Lane-Banniers wieder in Washington sind.

Überrascht hat mich ehrlich gesagt, welche Resonanz schon das erste Stück über die Familie bei den FAZ-Lesern gefunden hat. Zu den Leserbriefen gehörte auch der einer Berliner Agentur, die über das Berlin-Experiment ein Buch herausbringen will.

Diese Resonanz bestätigt meine Erfahrung, dass es vor allem persönliche Geschichten und Schicksale sind, über die es gelingt, Interesse für komplexe und schwierige Fragen, wie die nach dem Deutschlandbild jüdischer Amerikaner zu wecken. Auch mein drittes Stück der Artikelserie ist deshalb wieder ein Porträt. Darin werde ich zwei jüdisch-amerikanische Väter und deren Söhne vorstellen: Philipp und Peter Goldmann – die übrigens nicht mit Robert Goldmann verwandt sind - sowie Louis und Martin Maier. Die vier Herren sind jüdische Amerikaner deutscher Herkunft. Und alle vier haben die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt oder wollen den Antrag noch stellen. Sie können sich dabei auf besondere Vorschriften berufen, mit denen Deutschland Wiedergutmachung gegenüber Opfern des Nationalsozialismus leisten will, denen während der Nazi-Diktatur die deutsche Staatsangehörigkeit aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen entzogen wurde. In diesen Wiedergutmachungsfällen spielt es für den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit keine Rolle, wo die Antragsteller leben oder ob sie wieder nach Deutschland zurückkehren wollen. Und nicht nur die Opfer selbst, sondern auch deren Nachkommen können sich einbürgern lassen. Von dieser Möglichkeit haben in jüngerer Zeit deutlich mehr amerikanische Juden Gebrauch gemacht als das noch vor einigen Jahren der Fall war. Im Jahr 2000 beantragten nur 43 die deutsche Staatsangehörigkeit. Nach den jüngsten Zahlen von 2007 waren es immerhin 322. Das ist ein Anstieg um 750 Prozent.

Da stellt sich die Frage: Was sind die Gründe für das gestiegene Interesse? Wieso entschließen sich amerikanische Juden Jahrzehnte nach dem Ende der Hitlerherrschaft, wieder Deutsche zu werden? Was für ein Verhältnis haben sie zu Deutschland und wie sehen sie die Deutschen?

Wenn man Antworten auf diese Fragen sucht, darf man natürlich nicht vergessen, dass wir es mit einer sehr kleinen und sehr speziellen Gruppe jüdischer Amerikaner zu tun haben. Die weitaus meisten Juden in den Vereinigten Staaten haben Vorfahren aus Mittel- und Osteuropa. Um ihr Verhältnis zu Deutschland geht es hier also nicht.

Doch selbst wenn man nur mit amerikanischen Juden deutscher Herkunft in Amerika spricht, fällt auf, wie unterschiedlich und bisweilen auch zwiespältig ihr Verhältnis zu Deutschland ist. Das möchte ich Ihnen am Beispiel der Herren Philipp Goldmann und Louis Maier illustrieren. Beide waren so freundlich, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen.

Louis Maier, 85 Jahre alt, kommt aus Malsch in der Nähe von Karlsruhe. Seine Familie hat seit Generationen in Baden gelebt. Der Vater war ein einfacher Mann, der Kleidung und Meterware an der Haustür verkaufte. 1940, mit 16 Jahren, kam der Sohn mit einer jüdisch-amerikanischen

Kinderhilfsgesellschaft über Russland und Japan in die Vereinigten Staaten. Gemeinsam mit seiner Schwester wuchs Louis Maier bei Pflegeeltern in San Fransisco auf. Nach der High School wurde er zum amerikanischen Militär eingezogen. Er diente in Frankreich, Deutschland und zuletzt in Österreich. In dieser Zeit wurde für ihn zur Gewissheit, dass seine Eltern, die 1940 in ein Lager in Frankreich deportiert worden waren, später nach Auschwitz gebracht und dort ermordet worden waren. Nach Beendigung seiner Militärzeit studierte Louis Maier in den Vereinigten Staaten Sozialwissenschaften. Er heiratete eine Amerikanerin, promovierte und arbeitete bis zum Ruhestand als Psychotherapeut. Die Wiedereinbürgerung hat er betrieben, um, wie Louis Maier sagt, „mir zurückzuholen, was mir zusteht und was seit Generationen zu meiner Familie gehörte“. Als Deutscher fühlt er sich jedoch keineswegs. Zu bitter ist die Erinnerung an den Verlust: „Ich hatte kein Land mehr und keine Eltern mehr“, sagt er. Um darüber hinwegzukommen, hat Louis Maier, wie viele Juden damals, versucht, sich so weit wie möglich dem Leben in Amerika anzupassen. Sein deutsches Erbe empfand er dabei als Bürde. Er ist zwar später einige Male in Deutschland und auch in seiner früheren Heimatgemeinde gewesen. Aber trotz des freundlichen Empfangs und Ehrungen sei das Gefühl der Bitterkeit nicht gewichen. Das was Hitler in seinem Leben zerstört habe, so Louis Maier, lasse sich nicht reparieren.

Mit völlig anderen Gefühlen blickt der mittlerweile 92 Jahre alte Philipp Goldmann nach Deutschland. Der Sohn eines jüdischen Glasers aus Hannover kam 1936 mit 18 Jahren nach Amerika. Auch seine Eltern konnten sich später dorthin retten. Aus Philipp Goldmanns engster Familie ist niemand während des Holocaust getötet worden. Auch hat er so gut wie keine negativen Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus. Er habe deshalb nie im Groll auf Deutschland zurückgeblickt, sagt Goldmann. Die Flucht habe ihm in Amerika Chancen eröffnet, die er in Deutschland nie gehabt hätte. Damit meint Philipp Goldmann vor allem die Möglichkeit zum Studium. Er studierte Ingenieurwissenschaften und arbeitete dann als Manager eines amerikanischen Unternehmens, für das er auch jahrelang im Ausland tätig war. Anders als Louis Maier hat Philipp Goldmann nicht den Einruck, dass seine deutschen Wurzeln gekappt worden seien. Er fühlt sich als Amerikaner mit deutschem Erbe, zu dem der Wagner-Liebhaber vor allem die deutsche klassische Musik zählt. Den Antrag auf Wiedereinbürgerung stellte er jedoch vor allem aus praktischen Überlegungen. In Europa sei das Reisen mit dem deutschen Pass einfacher, sagte er sich. Ähnlich pragmatisch wie Philipp Goldmann denken viele amerikanische Juden, die den Antrag auf Wiedereinbürgerung gestellt haben. Die deutsche Staatsangehörigkeit ist für sie kein identitätsstiftendes Bekenntnis zu Deutschland. Aber aus ihrer Entscheidung, sich wieder darauf zu berufen, spricht doch eine Aufgeschlossenheit gegenüber Deutschland. So war es auch bei Philipp Goldmanns Sohn Peter Goldmann. Der 55 Jahre alte Psychologe wollte nicht nur reisen, er konnte sich auch vorstellen, irgendwann einmal in Deutschland zu arbeiten. Ich sage deshalb „konnte“, weil ich diese Woche von dem Vater die traurige Nachricht bekommen habe, dass sein Sohn plötzlich verstorben ist.

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch kurz die Begegnung schildern, die mich bei meinen bisherigen Recherchen am meisten überrascht hat. Dies war das Treffen mit Martin Maier. Er ist der Sohn von Louis Maier. Auch er will die deutsche Staatsangehörigkeit beantragen. Seine Motive dafür werden Sie vielleicht ebenso erstaunen, wie Sie mich erstaunt haben. Vorher sollte ich vielleicht noch erwähnen, dass Martin Maier kein jugendlicher, linksliberaler Aktivist ist, sondern ein bürgerlicher, 50 Jahre alter Ministeriumsangestellter. Er möchte sich deshalb einbürgern lassen, weil ihn beunruhigt, wie die amerikanische Regierung im Kampf gegen den Terrorismus mit Bürger- und Freiheitsrechten verfährt. Wenn es, so Martin Maier, „ganz schlimm“ werde, möchte er im Notfall nach Deutschland auswandern können. Seit dem Regierungswechsel von Bush zu Obama ist seine Sorge, dass der Schutz vor staatlicher Willkür aufgeweicht werde, zwar weniger akut, aber doch nicht völlig geschwunden. Denn vieles sei unter Barack Obama beim Alten geblieben.

Dass jüdische Amerikaner Deutschland als potentiellen Zufluchtsort in Erwägung ziehen, ist die Ausnahme. Aber sie bestätigt doch, was ich bei meinen bisherigen Recherchen immer wieder erfahren habe: Was Amerikas Juden über Deutschland denken – darauf gibt es viele Antworten.